

**Thomas Martin Schneider**

## **Zum Denken Wilhelm Winterbergs**

### **Biblische Predigt von der Erlösungsbedürftigkeit des Menschen durch Jesus Christus gegen den nationalsozialistischen Zeitgeist vom arischen Herrenmenschentum**

Seit geraumer Zeit wird vielfach argumentiert, die Konsequenz aus dem weitgehenden Versagen der Kirchen angesichts der Verbrechen der Nationalsozialisten müsse eine stärkere Politisierung der Kirchen sein. Weil die Kirchen zu unpolitisch gewesen seien und ihre Botschaft zu einseitig am Glauben und am Jenseits ausgerichtet hätten, hätten sie die realen politischen Verhältnisse nicht oder erst zu spät kritisch wahrgenommen und zu vielem geschwiegen. Den Irrationalitäten der nationalsozialistischen Ideologie hätte man, so wird gefolgert und gefordert, mit einem höheren Maß an Rationalität und Aufklärung begegnen sollen. Der einzige Koblenzer evangelische Pfarrer im „Dritten Reich“, der nicht Nazi war und der Bekennenden Kirche angehörte, war Wilhelm Winterberg. Wer jedoch erwartet, er wäre in diesem Sinne ein politisch ambitionierter und engagierter aufgeklärter Geist und Widerständler gewesen, den muss man enttäuschen. Eine dezidiert politische Theologie, die ihn zutiefst abstieß, begegnete Winterberg bei seinem Koblenzer Amtsbruder und Widersacher Rudolf Wolfrum, einem fanatischen Nazifunktionär und aktiven Mitglied der radikalen nationalkirchlichen Thüringer Deutschen Christen (DC)<sup>1</sup>. Wolfrums Lehre war eine rationalistische Verkürzung der biblisch-kirchlichen Botschaft, die herkömmliche theologische Gehalte durch zeitgemäße politische Ideologie ersetzte. So eliminierte er beispielsweise gänzlich die christologische Dimension der Person Jesu Christi und stilisierte den allein übrig bleibenden Menschen Jesus von Nazareth zum Vorbild heldenhaft-arischen Kampfes im Sinne des geltenden nationalsozialistischen Ethos - in einer

Reihe stehend etwa mit Horst Wessel. Wolfrums politische Theologie war die Negativfolie für Winterbergs Denken. Zumindest auf den ersten Blick war dieses geradezu demonstrativ unpolitisch und schroff antirationalistisch.

Winterberg hatte einen pietistisch-erweckten Hintergrund. Sein Vater war Leiter der Stadtmission in Halle an der Saale gewesen, wo August Hermann Francke, eine der großen Gestalten des älteren Pietismus, nachhaltig gewirkt hatte. Winterberg bezog sich in seinen Predigten später verschiedentlich auf Francke. Von seinen akademischen Lehrern prägte ihn insbesondere der Tübinger Dogmatikprofessor Karl Heim, der - ohne Berührungangst gegenüber dem modernen wissenschaftlichen Denken - das Erbe des schwäbischen Pietismus für die Gegenwart fruchtbar machen wollte<sup>2</sup>. In Bonn hörte Winterberg dann Karl Barth<sup>3</sup>, der auch Presbyter in der Bonner Kreuzkirchengemeinde war, in der Winterberg Hilfsprediger war. Die Wirkung dieses bedeutenden Kirchenlehrers des 20. Jahrhunderts auf Winterberg war derart, dass er sich zu Recht forthin als Barth-Schüler betrachtete. Winterberg ist ein sehr eindrückliches Beispiel für die Aufnahme und Umsetzung der Barthschen Theologie im praktischen Gemeindepfarramt. Seine wohl eher milde, dem älteren Pietismus verpflichtete fromme Prägung als Heranwachsender und Studienanfänger erwies sich in späteren Jahren als außerordentlich anschlussfähig für das Denken Karl Barths.

In seiner berühmten Programmschrift vom Juni 1933 „Theologische Existenz heute!“ hatte Barth gefordert, „nach wie vor und als wäre nichts geschehen - vielleicht in leise erhöhtem Ton, aber ohne direkte Bezugnahmen - Theologie und nur Theologie zu treiben“ - ganz so, wie die Mönche von Maria Laach sich durch nichts von ihren Horengesängen abbringen ließen. Der Vorwurf des Mangels an Aktualität und an konkreter Bezugnahme auf die Probleme des Tages sei für ihn das schönste Lob. Allerdings sei das Nur-Theologie-Treiben,

so Barth, „auch eine Stellungnahme [...] und indirekt sogar eine politische Stellungnahme“<sup>4</sup>. In seiner aus Lehrveranstaltungen von 1932/33 hervorgegangenen Predigtlehre formulierte Barth, der Prediger stehe gemäß 1. Korinther 9, 16 unter einem Zwang, der „ihm eigene Vorsätze und Programme aus der Hand“ schlage, er habe „nicht etwas zu sagen, sondern nur etwas nachzusagen“, „die dem Text eigentümliche Gedankenbewegung einfach mitzumachen, darin zu bleiben“<sup>5</sup>.

Winterberg hat diese Forderungen Barths in seinen Predigten im „Dritten Reich“ weitgehend beherzigt, wie sich auch bestimmte Gedanken, ja sogar besondere Formulierungen und Stichworte Barths immer wieder dort finden - etwa das berühmte „Deus dixit“ (Gott hat gesprochen - und den Anfang gemacht, nicht der Mensch) oder sein entschiedenes „Nein!“, das er kompromisslos allen Bemühungen um eine kontextbezogene Verkündigung und eine natürliche Anknüpfungstheologie entgegenschleuderte, sogar das Exempel der Laacher Mönche. Winterberg bekannte sich auch dann noch öffentlich zu seinem Lehrer - so etwa in einem Gemeindevortrag 1943 -, als dieser bereits als Staatsfeind galt, von dem sich selbst die Bekennende Kirche distanzierte<sup>6</sup>.

Winterberg orientierte sich bei seinen Predigten eng am Wortlaut der biblischen Texte, die er zwar nicht fundamentalistisch, wohl aber ausdrücklich christozentrisch auslegte. Gut reformatorisch war Winterbergs radikal negatives Menschenbild. Immer wieder warnte er vor der Überheblichkeit des Menschen, der meine, Gott nicht mehr nötig zu haben, und betonte stattdessen die bleibende Sündhaftigkeit und Erlösungsbedürftigkeit des Menschen. Politischen Utopien und Weltverbesserungsvorstellungen erteilte er, zumal nach Beginn des Zweiten Weltkrieges, eine klare Absage: „Die Welt wird nicht besser, sondern schlechter [...] Wer es nicht sieht, daß diese Welt im Niedergang begriffen ist, der hat einfach keinen Blick in die Zusammenhänge des Wortes Gottes“<sup>7</sup>. Den Einwand

den er vielleicht schon des Öfteren zu hören bekommen hatte -, er rede einem wirklichkeitsfremden Quietismus das Wort, wies Winterberg freilich ausdrücklich zurück. In einer Predigt vom November 1935 heißt es beispielsweise:

„Diese Zusage Jesu, er wolle uns Ruhe für die Seele schenken, hat [...] nichts zu tun mit jener süßlichen, bisweilen schwärmerischen Art, Christus als die sanfte Ruhe und den süßen Frieden hinzustellen.“ Schon zu Beginn der Predigt vertrat er offensiv die Meinung, das Wort Gottes sei „revolutionär“, „umstürzlerisch bis auf die Knochen“<sup>8</sup>.

Ursprünglich hatte auch Winterberg durchaus Sympathien für den nationalsozialistischen Zeitgeist gehabt. So schrieb er anlässlich seiner Anmeldung zum zweiten theologischen Examen im August 1933 über die Jugendarbeit während seiner Vikariatszeit: „Daß auch unter der kirchlichen Jugend der Nationalsozialismus weithin Eingang gefunden hatte, war für mich, der ich seit Jahren in dieser Bewegung stehe, kein Hindernis, sonder im Gegenteil Erleichterung und große Freude.“<sup>9</sup> Auch seine kurz vor Weihnachten 1933 eingereichten Examensarbeit zum Thema „Der Staat nach evangelischer Auffassung“ war von einer grundsätzlich positiven Beurteilung der jüngsten Entwicklung in Deutschland geprägt, wenngleich er zwischen einem von ihm bejahten „Totalitätsanspruch des neuen deutschen Staats“ und einer abzulehnenden „Verabsolutierung staatlicher Ordnungen“ zu differenzieren versuchte.<sup>10</sup> In einer Presbyteriumssitzung im November 1935 schließlich, auf dem Höhepunkt seiner Auseinandersetzung mit dem DC-Pfarrer Wolfrum, gab er zu Protokoll: „Mit meinen Kollegen verbindet mich nach wie vor meine volle Bejahung des Nationalsozialismus, heute wie bereits vor 6 Jahren. Daraus ergibt sich für mich die Verpflichtung zu kameradschaftlichem Verkehr“<sup>11</sup>. Das war offenbar nicht nur taktisch motiviert. Darauf deutet insbesondere die Bemerkung „bereits vor 6 Jahren“, also 1929, hin. Damals verfügte die NSDAP noch über keinen nennens-

werten politischen Einfluss. Auch später finden sich Hitlerfreundliche Äußerungen Winterbergs. Es wäre selbstgerecht, ihm aus der sicheren Warte der Nachgeborenen deswegen einen Vorwurf zu machen. Der als fortschrittlich empfundene nationalsozialistische Zeitgeist verfehlte auf viele junge Akademiker, auch Theologen, seine Wirkung nicht. Winterbergs Schwager etwa, der bekannte Göttinger Universitätsprofessor Otto Weber, war zeitweilig sehr diesem Zeitgeist ergeben gewesen. Er war Parteimitglied und gehörte 1933 als reformierter „Minister“ dem „Reichskirchenkabinett“ des DC-Reichsbischofs „von Hitlers Gnaden“ Ludwig Müller an<sup>12</sup>.

Das Bemerkenswerte an Winterberg war, dass die Theologie im eigentlichen Sinne für ihn nicht nur eindeutig Priorität vor allem anderen hatte, sondern dass diese Prioritätensetzung bei ihm dazu führte, dass er sich bald und substantiell von den Verirrungen des Zeitgeistes befreien und seine politische Einstellung korrigieren konnte. Politische Äußerungen in Winterbergs Predigten wirken nicht aufgesetzt, sondern sie ergaben sich geradezu beiläufig, aus der Sache der Evangeliumsverkündigung heraus. Spricht man heute von „impliziter Theologie“ und meint damit ein Reden von Glaubensdingen, ohne diese direkt beim Namen zu nennen, so könnte man bei Winterberg von „impliziten politischen Äußerungen“ sprechen. In einer Predigt zur Nikodemus-Geschichte 1936 führte er etwa aus: „Wir müssten von neuem geboren werden? Aber wozu haben wir denn unsere rassischen Merkmale? Wozu unser Blut? Sollte das alles nichts sein? Wir sind doch geboren von deutschen Eltern, auf deutschem Boden, sollte das alles nichts sein? [...] Also ist der Glaube an Blut und Boden nichts vor Gott. Also hat alles, was wir als urdeutsch, was wir als edel und rein und gut und trefflich halten an und in unserer eigenen Natur keinen Zugang zum Reiche Gottes. ‚Von neuem geboren werden! Wiedergeboren werden! Wo bleiben dann all die Werte, die uns wichtig sind? Wo die Scholle, wo das Blut, wo unsere Eigenart, wo unser Eigenle-

ben? Es ist nichts damit, sagt Jesus<sup>13</sup>. Die Absage an die NS-Rassenlehre ist ebenso deutlich wie der unmittelbare Bezug zu dem Text aus dem Johannes-Evangelium.

Bereits 1935 hatte Winterberg in einer Predigt zum Joch Jesu, das ein jeder auf sich nehmen soll (Matthäus 11. 28-30), davor gewarnt, sich „als Herrenmenschen auf[zu]spielen“<sup>14</sup>. In seiner Karfreitagspredigt 1937 widersprach er klar der gängigen Meinung von der Schuld der Juden am Tode Jesu und wies statt dessen unter Berufung auf die reformatorische Tradition, wie sie etwa in Johann Sebastian Bachs Matthäus-Passion zum Ausdruck komme, auf „unsere Schuld“ hin<sup>15</sup>. In einer Predigt zur Zachäus-Geschichte 1934 griff Winterberg zur Charakterisierung des Zachäus zunächst auf die gängigen antisemitischen Stereotypen zurück, anschließend machte er aber nicht nur darauf aufmerksam, dass Jesus gerade in das Haus dieses „Betrügers und Volksverräters“ eingekehrt sei, vielmehr stellte er den Juden Zachäus sogar als Vorbild hin, da er sich im Unterschied zu vielen deutschen „Volksgenossen“ zu seinen Sünden bekannt und sich damit hilfesuchend an Jesus gewandt habe: „Solange wir nicht wirklich um unsere Sünde wissen, ist uns auch nicht zu helfen. Einem Zachäus konnte geholfen werden, weil er vor Jesus hintrat, wie er war: als Sünder [...]“<sup>16</sup>. In aller Offenheit prangerte Winterberg die Behinderung der Evangeliumsverkündigung im „Dritten Reich“ an: „Es darf in der Öffentlichkeit offenbar nicht mehr davon gesprochen werden, daß auch ein deutsches Volk Vergebung der Sünden nötig hat“<sup>17</sup>.

Solche aus der biblischen, christusbezogenen Predigt heraus sich ergebenden eher impliziten politischen Äußerungen und Anspielungen finden sich zuhauf in Winterbergs Predigten und trugen wohl dazu bei, dass er zunehmend ins Visier der Gestapo geriet. Nur durch Zufall scheint er schlimmeren Verfolgungen im „Dritten Reich“ entkommen zu sein.

## **Subtile Kritik am NS-„Chefideologen“ Alfred Rosenberg**

Alfred Rosenberg (geboren 1893, 1946 in Nürnberg zum Tode verurteilt und hingerichtet) war *der* Theoretiker des Nationalsozialismus. Er gehörte zu den ersten und persönlich ergebnissten Anhängern Adolf Hitlers, war unter anderem Herausgeber des NS-Kampfblattes „Völkischer Beobachter“, Beauftragter für die Überwachung der weltanschaulichen Erziehung und Leiter des Außenpolitischen Amtes der NSDAP, seit 1941 zudem Reichsminister für die besetzten Ostgebiete. Sein Buch „Der Mythos des 20. Jahrhunderts“ von 1930 avancierte zur wichtigsten Publikation der Nationalsozialisten nach Hitlers „Mein Kampf“, war diesem vom theoretischen Niveau her wohl deutlich überlegen. Obgleich sein Inhalt aus taktischen Gründen im Vorwort lediglich als „Privatmeinung“ seines Verfassers bezeichnet worden war, erzielte „Der Mythos“ exorbitant hohe Auflagen und trug Rosenberg, der aus der evangelischen Kirche austrat, den Ruf eines „Chefideologen“ der Nazis ein. Auf über 700 Seiten versuchte Rosenberg die Lehre von der angeblichen Überlegenheit der germanischen Herrenrasse darzulegen und propagierte dabei eine dezidiert antichristliche Blut- und Bodenmystik. Er berief sich vor allem auch auf den mittelalterlichen Mystiker Meister Eckhart, dessen Lehren größtenteils 1329 vom Papst als häretisch verurteilt worden waren und den Rosenberg in seinem Sinne antikirchlich und antichristlich interpretierte. Zu Recht sah man in den Kirchen weithin im „Mythos“ einen bedrohlichen Frontalangriff auf das Christentum. Nicht wenige meinten, man müsse sich Rosenbergs Werk vornehmen, wenn man bis zum Kern der NS-Weltanschauung vordringen und sich kritisch damit auseinandersetzen wolle<sup>18</sup>. Kritik an dem NS-„Chefideologen“ war freilich je länger je mehr nicht ungefährlich, zumal für Leute wie Pfarrer der Bekennenden Kirche, die aus Sicht des NS-Regimes bereits unangenehm aufgefallen waren. Es spricht für Winterbergs Mut und seinen Willen, den Dingen auf den Grund zu gehen und die geistige Auseinandersetzung im Zentrum und nicht bloß

an der Peripherie zu führen, wenn er sich entschloss, in einem Vortrag in der Koblenzer Christuskirche im August des Kriegsjahres 1943 Rosenbergs Thesen öffentlich zu widersprechen<sup>19</sup>. Freilich konnte er es wohl nicht wagen, Rosenberg direkt anzugreifen; womöglich wäre die Veranstaltung auch sofort staatspolizeilich verboten und aufgelöst worden. Zudem hätte eine direkte Auseinandersetzung mit Rosenberg dem Barthschen Grundsatz, Theologie und nur Theologie treiben zu wollen (vgl. oben), widersprochen. Geschickterweise hatte Winterberg das Thema seines Vortrags wie folgt formuliert: „Recht und Grenze der Mystik, insonderheit bei Meister Eckhart“. Rosenberg und sein „Mythus des 20. Jahrhunderts“ wurden in dem Vortrag nicht ein Mal erwähnt. Auf dem Umweg über Meister Eckhart und seine zeitgenössische Deutung setzte Winterberg sich dann allerdings - für diejenigen, die mit Rosenbergs Thesen und seinem „Mythus“ vertraut waren, unverkennbar - doch kritisch mit ihnen auseinander. Er sprach von „Falschmünzerei“, von der „Umbiegung und Mißdeutung“ Meister Eckharts, von dem Versuch, diesen „zu einem Vorbild deutscher Religiosität, eines deutschen Gottglaubens ohne die Notwendigkeit der Erlösung, ohne den Beigeschmack des sündigen und daher vergebungsbedürftigen Menschen [zu] stempeln“, von der „Vergottung des Menschen“. Winterberg räumte ein, dass eine einseitige Betrachtung der Mystik und insbesondere einzelne, aus dem Zusammenhang gerissene Aussagen bzw. Spitzensätze Meister Eckharts tatsächlich zu gefährlichen Spekulationen führen und „Schaden anrichten“ könnten. Deswegen plädierte er für die Notwendigkeit eines Miteinanders von Mystik und Orthodoxie, von rechter Frömmigkeit und rechter Lehre. Die Mystik finde ihre Grenze im Evangelium, vor allem im Kreuz Jesu Christi. Das Kreuz nun aber war Rosenberg ein ausgesprochenes Gräueltum; im „Mythus“ forderte er nicht weniger als die gänzliche Abschaffung bzw. Ersetzung sämtlicher Kreuzesdarstellungen, selbst in den Kirchen und an den Wegen, da sie für den Betrachter eine defätistische Wirkung hätten<sup>20</sup>.



## Ja zur Ökumene - aber ohne Schummelei

Im September 1943 hielt Winterberg in der Koblenzer Christuskirche einen Gemeindevortrag zu dem Thema: „Unsere Stellung zur katholischen Kirche“<sup>21</sup>. Unter den Zuhörern waren offenbar auch zahlreiche Katholiken. Winterberg, dem die Zerrissenheit der eigenen evangelischen Kirche tagtäglich schmerzlich vor Augen stand, bedauerte „auf’s Tiefste“ die konfessionelle Spaltung in Deutschland und gab seiner „Sehnsucht nach der einen, allgemeinen, christlichen Kirche“ Ausdruck. Sehr kritisch urteilte er allerdings über solche „Stimmen der Gegenwart“, die „eine Einigung mehr aus äußerlichen Gründen wollen“. Damit meinte er *erstens* diejenigen, die aus Mangel an genaueren Kenntnissen oder aus Desinteresse in oberflächlicher Weise die vorhandenen Unterschiede verwischten:

„Wenn Menschen um ihres evangelischen Glaubens willen Haus und Hof verließen, dann kann man den Unterschied zwischen evangelischer und katholischer Kirche nicht einfach mit einigen Redewendungen abtun.“

*Zweitens* erteilte Winterberg denjenigen eine klare Absage, die sich bei der Ökumene von politischen oder kirchenpolitischen Motiven leiten ließen. Hier hatte er insbesondere die Nationalkirchler im Visier, die den gängigen Slogan „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“ um die Wendung „ein Glaube“ erweitern wollten.

Schließlich distanzierte er sich *drittens* von denjenigen, die es zwar „herzlich gut“ meinten, sich aber von einer „schwärmischen Gefühlseligkeit“ leiten ließen. Konkret bezog er sich auf die hochkirchlich-liturgisch geprägte sogenannte *Una Sancta-Bewegung*. Statt auf die „Stimmen der Gegenwart“ zu hören, müsse man, so Winterberg, auf die „Stimme Jesu Christi“ hören. Als *die* Grundvoraussetzung jeder echten Ei-

nigung der Kirchen“ sah er „das Einigwerden in den wesentlichen Dingen des Glaubens“ an. Dies entsprach der grundlegenden lutherischen Bekenntnisschrift, dem Augsburger Bekenntnis von 1530, das in seinem berühmten Kirchenartikel VII die Übereinstimmung in der Glaubenslehre (*consentire de doctrina evangelii*) zur Bedingung der Einigkeit der christlichen Kirchen gemacht hatte. Für unbedingt notwendig hielt Winterberg es, „die Zerrissenheit als eine Schuld der ganzen Christenheit anzusehen und sie als eigene Schuld vor Gott zu bringen“. Ausdrücklich würdigte er verschiedene neuere Entwicklungen in der katholischen Kirche: die stärkere Hinwendung zur Bibel, die Förderung der Mitarbeit der Laien im sogenannten Laienapostolat, die Verwendung der deutschen Sprache bei Amtshandlungen und in Gottesdiensten und die ernsthaften Versuche katholischer Universitätstheologen wie Joseph Lortz, dem Anliegen der Reformation wirklich gerecht zu werden<sup>22</sup>. Namentlich im liturgischen Bereich könnten die Evangelischen, so Winterberg, von der katholischen Kirche lernen, etwa von den Mönchen in Maria Laach (vgl. oben). Voller Respekt - und auch ein wenig neidisch - sprach er von dem auch in Koblenz zu spürenden starken Zusammengehörigkeitsbewusstsein in der katholischen Kirche. Klar benannte Winterberg sodann aber auch die aus evangelischer Sicht wesentlichen Hindernisse für eine Annäherung der Konfessionen: das Kirchen- und das Amtsverständnis. Während die Kirche aus katholischer Sicht als „Heilsanstalt [...] mit außerordentlicher und unmittelbarer Vollmacht“ angesehen werde, sei sie nach evangelischer Auffassung letztlich nichts weiter als „eine unnütze Magd ihres Herrn“, die von der Gnade lebe. Die Lehre von der apostolischen Sukzession und vom Primat des Papstes beurteilte er „als eine Übersteigerung dessen, was das Neue Testament vom Amt in der Gemeinde sagt“. Auch die Unterscheidung zwischen geistlichem Stand und Laientum könne, so Winterberg, auf evangelischer Seite nicht mit vollzogen werden, vielmehr gelte hier die „Forderung nach dem allgemeinen Priestertum aller Gläubigen“. Winterberg

konstatierte, dass das Kirchen- und Amtsverständnis auch innerhalb der katholischen Kirche selbst nicht unumstritten, nicht frei von Doppelschichtigkeit und Spannungen sei. Für Evangelische bleibe es erstaunlich, dass die katholische Kirche solche Spannungen „durchaus erträgt und dass der Widerspruch, den wir Evangelischen darin empfinden, auf katholischer Seite offenbar so nicht empfunden wird“, dass es der katholischen Kirche vielmehr sogar gelinge, „den Menschen ganz anders an sich zu binden als etwa die evangelische“. Winterberg beendete seinen Vortrag mit praktischen Ratschlägen. Man solle „gegenseitiges Misstrauen aufgeben“, „nicht nur das Trennende, sondern vor allem auch das Gemeinsame herausstellen“, „in aller Offenheit und Wahrhaftigkeit einander begegnen“, „Ambiguitätstoleranz üben, d.h. den anderen trotz anderer Meinung achten und ehren, sofern „er nur aufrichtig und offen seine Sache vertritt“, „voneinander lernen“, für die Einheit und den gemeinsamen Glauben beten, da beides letztlich nur Christus selbst schenken könne, gemeinsam die Schuld an der Trennung und das Versagen auf dem Wege der Einheit bekennen, das rechte Warten und Hoffen lernen, denn es gebe „kaum einen größeren Fehler [...] als eine künstliche Reife der so tief verwurzelten Glaubensfragen herbeizuführen“. Winterbergs Ausführungen, zwanzig Jahre vor dem Zweiten Vatikanischen Konzil, waren ausgesprochen zukunftsweisend. Sie können, zumindest aus evangelischer Perspektive, zum ganz überwiegenden Teil wohl auch heute noch Gültigkeit beanspruchen.

- 1 Zur Situation der evangelischen Kirche in Koblenz im „Dritten Reich“ vgl. Thomas Martin Schneider, „Unsere Gemeinde bedarf heute eines Pfarrers, der durch seine Bewährung in der NSDAP Zugang hat zu den Herzen der SA [...]“ Die Evangelische Gemeinde Koblenz im ‚Dritten Reich‘. In: Markus Dröge, Erich Engelke, Andreas Metzling, Ulrich Offerhaus, Thomas Martin Schneider und Rolf Stahl (Hg.), Pragmatisch, preußisch, protestantisch ... Die Evangelische Gemeinde Koblenz im Spannungsfeld von rheinischem Katholizismus und preußischer Kirchenpolitik (SVRKG 161). Bonn 2003, S. 95-122 (vgl. auch ebd. im Quellenanhang S. 457-468); ders., Das weitgehende Versagen der Koblenzer Protestanten zu Beginn der nationalsozialistischen Herrschaft – Annäherungsversuche an eine Erklärung. In: MEKGR 53/2005, S. 303-314. Zu Winterberg und seinem Denken vgl. auch Tilman Koops, Selbstbehauptung in der Diaspora. Protestanten und Katholiken in Koblenz. In: M. Dröge u. a. (Hg.), Pragmatisch (wie oben), S. 309-338; sowie Bernd Schoppmann, Ein Neuanfang? Die Evangelische Gemeinde Koblenz am Ende des Zweiten Weltkriegs. In: ebd., S. 123-142.
- 2 Vgl. RGG<sup>3</sup> III (1959), Sp. 198.
- 3 Vgl. Eberhard Busch, Karl Barths Lebenslauf. München <sup>5</sup>1993.
- 4 Karl Barth, Theologische Existenz heute! München 1933, S. 3.
- 5 Karl Barth, Homiletik. Wesen und Vorbereitung der Predigt. Zürich 1966, S. 34 f.
- 6 Barth hatte 1935 den Eid auf Hitler verweigert, musste deswegen seinen Bonner Lehrstuhl aufgeben und ging nach Basel. Während der sogenannten „Sudetenkrise“ 1938 wurde der Inhalt eines Briefes an einen tschechischen Theologieprofessor bekannt, in dem Barth den militärischen Widerstand gegen die Aggressionen des NS-Staates für christlich geboten erklärt hatte.
- 7 Predigt vom 10.12.1939 zu Lk 21, 25-36 (Nachlass Wilhelm Winterberg im Besitz der Tochter, Frau Prof. Dr. Ulrike Six, Landau/Pfalz).
- 8 Predigt vom 10.11.1935 zu Mt 11, 28-30 in der Christuskirche Koblenz (Nachlass Winterberg wie Anm. 7).
- 9 AEKR Düsseldorf, Personalakte Wilhelm Winterberg, Ergänzung zum Lebenslauf vom 17. August 1933.
- 10 Ebd., Examensarbeit vom 22. Dezember 1933.

- 11 Protokollvermerk zum Protokoll der Sitzung am 23.11.1935 - Protokollbuch des Presbyteriums 1930-1969 (AEKR Boppard, Bestand Kirchengemeinde Koblenz, A 1, 3).
- 12 Zu Weber vgl. Vicco von Bülow, Otto Weber (1902-1966). Reformierter Theologe und Kirchenpolitiker (AKZG B 34). Göttingen 1999.
- 13 Predigt vom 23.02.1936 zu Joh 3, 1-9 in der Schlosskirche Koblenz (Nachlass Winterberg wie Anm. 7).
- 14 Predigt vom 10.11.1935 zu Mt 11, 28-30 in der Christuskirche Koblenz (Nachlass Winterberg wie Anm. 7).
- 15 Predigt vom 26.03.1937 zu Lk 23, 39-43 (Nachlass Winterberg wie Anm. 7).
- 16 Predigt vom 2. Advent 1934 in der Schlosskirche Koblenz (Nachlass Winterberg wie Anm. 7).
- 17 Predigt vom 19.01.1936 zu Joh 2, 1-11 (Nachlass Winterberg wie Anm. 7).
- 18 Zu Rosenberg und seiner Ideologie und der Auseinandersetzung der Kirchen damit vgl. Raimund Baumgärtner, Weltanschauungskampf im Dritten Reich. Die Auseinandersetzung der Kirchen mit Alfred Rosenberg (VKZG B 22). Mainz 1977.
- 19 Wilhelm Winterberg, Recht und Grenze der Mystik, insonderheit bei Meister Eckhart. Vortrag, gehalten am 11. August 1943 in Koblenz, Christuskirche (maschinenschriftliches Manuskript: AEKR Boppard, Bestand Kirchengemeinde Koblenz, 19:11-4-3,3/Winterberg).
- 20 Vgl. Alfred Rosenberg, Der Mythos des 20. Jahrhunderts. München 1961/1937, S. 412 ff., 604 u. 616.
- 21 Wilhelm Winterberg, Unsere Stellung zur katholischen Kirche. Vortrag, gehalten am 29. September 1943 in Koblenz, Christuskirche (maschinenschriftliches Manuskript: AEKR Boppard, Bestand Kirchengemeinde Koblenz, 19:11-4-3,3/Winterberg). Vgl. hierzu T. Kops, Selbstbehauptung (wie Anm. 1), S. 334-336.
- 22 Vgl. Joseph Adam Lortz, Die Reformation in Deutschland. 2 Bde. Freiburg i.B. 1939 (1982).